

Heiligen Text bilden die erhabenste Botschaft, die Claudel aller Welt künden will: „Ich vermag Ihnen nur noch ein Zeugnis zu bringen“, schrieb er bereits 1927, „nicht mehr eines jener fröhlichen Jubelrufe der Jugend, sondern die Reflexionen eines Hauptes, das ergraut ist und sich über eine ewig gültige Gewißheit neigt.“

Das andere Wort stammt von Carossa: „Jesus, die große Sonne, kommt keinem abhanden, den sein Strahl einmal durchleuchtet hat. Man kann ihn vergessen, man kann ihn abschwören, das ändert nichts. Er ist vergraben im umwölktesten Herzen, und es kann stündlich geschehen, daß er aufsteht.“

Seelsorge zwischen Heiligkeit und Verlorenheit

HEINRICH OSTERMANN SJ

Man kann ruhigen Herzens von der deutschen Seelsorge behaupten, sie sei eine der bestorganisierten der Welt. Die Deutschen haben wie kaum ein Volk der Erde Sinn für Ordnung, Organisation und systematische Arbeit. Inwieweit aber läßt sich der Ordnungstrieb auf die Heilssorge übertragen? Formen, die im Mechanischen und Organisatorischen ihren Sinn haben, passen nicht notwendig auf etwas so Sublimes wie Seelsorge.

Die französische Frömmigkeit zeigt dynamische Gestalten wie den Pfarrer von Ars und Theresia von Lisieux. Sie haben die Welt beeinflusst. Jeder, der unbefangen Frankreich bereist und die Arbeiterpriester, die Brüder und Schwestern von Charles de Foucauld, die Brüder vom Lande, das Werk des Abbé Pierre kennenlernt, ist erstaunt über diesen Mut zum letzten Einsatz, über die Fülle individueller religiöser Berufungen und die Mannigfaltigkeit neuer Wege.

Durch das deutsche Ordnungsstreben entsteht die Gefahr, das Dynamische der Religion in ein mechanisches Schema zu pressen, den Normalchristen und dessen äußerlich feststellbare Merkmale zum Muster zu machen. Ein guter Christ ist, wer sonntags zur Messe geht, nach Möglichkeit in eine der Frühmessen, wer monatlich die heilige Kommunion empfängt, wer einer kirchlichen Organisation angehört; zur Pfarrfamilie zählt, wer dem Pfarrer bekannt ist und an außerkirchlichen Veranstaltungen teilnimmt. Als weniger gut gilt der Katholik, der sonntags die 11 Uhr-Messe besucht oder gar erst die Abendmesse, der nur hie und da im Jahre die Sakramente empfängt, kirchlich nicht organisiert ist und nicht zu dem Kreis gehört, der sich um den Klerus schart. Ein schlechter Christ ist, wer nicht regelmäßig praktiziert.

Bezüglich der sittlichen Forderungen ist es ähnlich. Man übersieht leicht

deren positive Stoßrichtung. Die zehn Gebote sind negative Formulierungen positiver Forderungen. Die Norm „Du sollst nicht töten“ besagt positiv „Du sollst Deinen Nächsten lieben“. In dieser positiven Form kennt das Gebot nach oben keine Grenzen. Nur in der negativen Fassung sind die Grenzen scharf gezogen. Ein starrer Ordnungssinn, der alle Gebote in praktische religiöse Polizeiverordnungen übersetzt, um nach Möglichkeit dem einzelnen die freie Gewissensentscheidung abzunehmen und ihn möglichst sicher durch die Gefährdungen dieser Welt hindurchzuführen, deutet das Gebot der Sonntagsruhe bis in einzelne Weisungen: Häkeln und Stricken sei verboten. Das oberste Gesetz der Ehe, das Gesetz der personalen Liebe, wird oft über Einzelforderungen vergessen. Statt zu sehen, daß Hauptsünde die Mißachtung der personalen Liebe und Ehrfurcht gegenüber der persönlichen Würde des Partners ist, verkommen viele Eheleute in den tausend Begrenzungen des ehelichen Verhaltens. Bezüglich des siebten Gebotes überwuchern die Begriffe des Naschens und Stehlens. Nur wenige wissen um die soziale Verantwortung des Eigentums und des Lebensstandards. Man muß lange auf ein Beichtkind warten, das sich anklagt, es habe über seinen Bedarf hinaus gelebt und Hab und Gut vergeudet. Oft hat man den Eindruck, daß die letzte Ausrichtung der Moral, die doch als höchste Norm die Vollkommenheit Gottes und des Gottmenschen über sich weiß, von den Christen nicht mehr gesehen wird. Es ist fragwürdig, die Freiheit einzuschränken, in der Furcht, sie könnte mißbraucht werden. Man beschneidet zugleich auch die Freiheit zum Guten und die freie Initiative im Aufstieg zum Höchsten.

Wir sind in der Gefahr, an genau normierten Forderungen einen Normalchristen zu entwickeln, eine Art Standardtyp, der sich leicht in das kirchliche Leben einfügt, der dem Klerus gegenüber gefällig ist und ein Höchstmaß an christlicher Bravheit aufbringt, der aber auch die Kehrseite eines überzüchteten Ordnungsdenkens aufweist. Er wird initiativlos, uncharismatisch und allzu vernünftig, nicht aber heroisch; zu normgerecht ist er, um der Torheit des Evangeliums fähig zu sein. Nichts ist schlimmer als eine Religion, die langweilig wird. Das erschütternde Ringen Gottes um den Menschen und das Ringen des Menschen um seinen Gott wird nicht mehr empfunden. Der heilsgeschichtliche Kampf zwischen Himmel und Hölle wird verharmlost. Im umhegten Schafstall der Kirche ist alles nivelliert.

Der gut normierte, standardisierte Christ ist in all seinen Beziehungen organisiert. An die 140 kirchliche Organisationen und Vereine gibt es in unserem Vaterland, in denen der Christ vor den Gefahren der Welt bewahrt ist und zugleich als kompakte Masse die Kirche bewahren soll. Für jeden Beruf und Stand, für jedes Alter und Geschlecht hat man im klassischen Jahrhundert der Organisationen, im 19. Jahrhundert, christliche Gehege geschaffen, um dort dem Christen in deutscher Ordnung das Heil zu garantieren.

Niemand wird Ordnung und Organisation verachten. Sie haben unschätzbare Dienste geleistet und leisten sie noch. Es wäre falsch, die mannigfaltigen,

oft individualistischen Initiativen des religiösen Frankreich zu verherrlichen und als kopierbares Vorbild für die deutsche Kirche hinzustellen. In der Pariser Bannmeile hatte Abbé Pierre in einem abgeholzten Waldstück etwa 100 Zelte errichtet, in denen obdachlose Familien hausten. Die Möbel standen auf dem zertretenen Erdboden. Bei dem erschütternden Anblick sagte ein deutscher Priester: „Lieber hundert Verordnungen und Gesetze zuviel als ein solches Elend.“ Es wäre töricht, jegliche Ordnung in der Seelsorge zu verwerfen. Die Kirche als sichtbare innerweltliche Größe bedarf einer sichtbaren Ordnung. Es wäre also unsinnig, z. B. die Forderungen nach sonntäglichem Kirchenbesuch, monatlicher Kommunion usw. aufzuheben und ein völlig ungebundenes, frei schwebendes Christentum zu fordern, das sich nur auf die Inspiration der Stunde und individuelle Initiative stützt.

Zudem bedarf der Deutsche einer festen Ordnung, soll er nicht hemmungslos werden. Wir können uns die Unverbindlichkeit des Südländers nicht leisten. Nur darf diese Normierung, Standardisierung und Organisation der Seelsorge nicht als das eigentliche Christentum gelten. Mehr als eine Hilfe der Seelsorge ist es nicht. Aller Ordnungswille sollte nicht die freie Entfaltung des Geistes in der Seele des einzelnen ersticken. Es gilt, sich davor zu hüten, die Menschen nach der Einhaltung eines äußeren Ordnungsschemas zu beurteilen. Manche Männer bewähren sich bewußt als Christen in ihrem Beruf und Betrieb. Auf Grund ihrer seelischen Eigenart aber fügen sie sich nicht in eine kirchliche Organisation ein. Tun sie deshalb nichts für die Kirche? Die Heiligen finden sich nicht immer dort, wo man es vermutet.

Ein Standardtyp des „guten Christen“, der durch stark äußere und legale Merkmale bestimmt ist, unterfordert die einen, die über dieser standardisierten Mitte liegen. Andere dagegen, die aus irgendwelchen Gründen nicht zu der religiösen Norm fähig sind, werden überfordert. Die Unterforderten fühlen sich nivelliert. Das führt bei ihnen zu einer tödlichen religiösen Langeweile und zu einem Absterben der religiösen Begabung und Initiative. Die Überforderten dagegen fühlen sich ständig beschämt, betrachten sich als hoffnungslose Fälle im Gottesreich, kapitulieren und geben das religiöse Leben ganz preis.

Die heutige Form der Gemeinschaftsmesse z. B., wie sie in manchen Gemeinden fast ausschließlich gehalten wird, entspricht dem Niveau der Menschen, die in der Lage sind, mit der Apparatur des Schott fertigzuwerden, die ein gewisses Verständnis für die oft schwierigen Texte der Liturgie aufbringen und zudem die selbstverständliche Bereitschaft haben, sich in die straffe Form des gemeinsamen Betens, Stehens und Sitzens einzuordnen. Ein bestimmter Teil von Gläubigen möchte von dieser Organisation des gemeinsamen Opfergebetes frei sein oder wenigstens mehr Zeit zum persönlichen Beten haben. Andere wieder können mit dieser Form des Betens nichts anfangen, da sie dadurch überfordert sind. Jungen Arbeitern in einer Bergarbeitersiedlung lag der Schott, trotz aller Einführung, gar nicht. Ein bedeutender Theologe hat nicht zu Unrecht gefordert, man solle für Jugend-

liche doch wieder die „Kommunionandacht“ einführen, da den jungen Menschen in ihrem Entwicklungsstadium der Opfergedanke der heiligen Messe zu unverständlich sei.

Die Seelsorge müßte eine größere Differenzierung nach unten und oben aufweisen. Es ist gefährlich, Christen an Normalforderungen zu messen. Christus selbst wußte sehr wohl, was den einzelnen zuzutrauen war. Die einen rief er zur nächsten Nachfolge. Ihnen sagte er: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches zu verstehen.“ Zu anderen sprach er in Gleichnissen. Er empfand mit der öffentlichen Sünderin und hatte ein Herz für die aus der Gemeinschaft gestoßenen Aussätzigen. Er war ebenso der Seelsorger der großen Masse wie des hochgebildeten Nikodemus. Den von Gott zur engsten Nachfolge Aufgerufenen mutete er das Letzte an Hingabe zu und dem mit ihm gekreuzigten Verbrecher schenkte er für einen Akt der Reue das Paradies. Seine Seelsorge war also sehr abgestuft. Er verurteilte aufs schärfste die Pharisäer, die einen konventionellen, nach äußeren Maßstäben festgelegten Frömmigkeitstyp aufstellten und ihn zur starren Norm für die Menschen machten. Er haßte ihre Exklusivität, mit der sie sich von den Unreinen und Sündern absonderten. Ihrer Selbstgerechtigkeit sprach er unnachgiebig das Gericht. Seine Seelsorge bemühte sich um Heilige und Verlorene. Er gab die Chance zur engsten Nachfolge und zum höchsten Aufstieg und hatte auch für die Randgänger des Gottesreiches tiefes Verständnis.

Die heutige Seelsorge wäre deswegen nach oben wie nach unten auszuweiten. Die Frage ist nur: wie? Es fehlt nicht an religiöser Leidenschaft, wie man ab und zu hören kann. Die deutsche Seelsorge müßte mehr dem Antrieb der Menschen ins Vollkommene gerecht werden, schon aus dem Wissen, daß es über den allgemeinen Beruf des Christen hinaus noch eine persönliche religiöse Berufung gibt. Diese individuelle persönliche Berufung ist dem einzelnen erkennbar. Nur muß man ihr Raum geben, sich zu entfalten.

Die heutige Seelsorge scheint nur allzu oft einen abstrakten Menschen und Christen vorauszusetzen, der die allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur hat und den festen naturrechtlichen und christlichen Forderungen unterliegt. Die Menschen sind aber konkrete Wesen, in denen allgemeine menschliche Natur auf eine individuelle Weise verwirklicht ist. Jeder ist ein unwiederholbares Abbild Gottes, in dem das göttliche Urbild eine einmalige Ausprägung findet. Diese hat ihre besondere Bedeutung für die Verherrlichung Gottes und die Ausbreitung seines Reiches. Jeder Mensch lebt in einer konkreten Zeit- und Lebenssituation, für die er seinen einmaligen Auftrag zu erfüllen hat. So drückt sich Gottes Welt- und Heilswille auf besondere Weise in jedem von ihm gezeichneten Menschen aus. Diesen sich in der individuellen religiösen Berufung offenbarenden Heilswillen muß die Kirche achten. Der Seelsorger muß mit großer Ehrfurcht den religiösen Berufungen und Aufträgen der ihm Anvertrauten begegnen. Geht aber die normale Seelsorge nicht allzusehr von der Voraussetzung aus, daß es ihre Aufgabe sei, den Menschen in den Rahmen der naturrechtlichen, christlichen

und kirchlichen Gebote sowie der pfarrlichen Gewohnheiten einzuordnen? Der gute Katholik ist dann jener, der die Hürde der Gebote und Verordnungen nicht überspringt, der die negativen Normen beachtet, der nicht lügt, nicht stiehlt usw. und der die Anordnungen der Kirche und des Pfarrers befolgt. Eine solche Haltung übersieht allzu leicht die persönlichen Aufträge Gottes an die einzelnen. Seelsorger, die einen Kreis freiwilliger Laienhelfer mit der Begründung beiseite schieben, sie hätten durch diese eher mehr Arbeit, übersehen die Gnadengaben, die Gott den einzelnen Menschen zum Nutzen und zum Aufbau der Kirche geschenkt hat. Man nimmt einfach nicht ernst, daß Gott sich seine Heiligen erweckt, wann und wo er will, und daß es einen freien Raum geben muß, in dem der einzelne dem persönlichen Anruf Gottes folgen kann.

Es ist nicht die Aufgabe der kirchlichen Amtsträger, in allem selbst die Initiative zu ergreifen und alles anzuregen. Die Kirchengeschichte bezeugt, wie viele machtvollen religiösen Bewegungen ohne oder zu Anfang sogar im Gegensatz zum Überlieferten begannen; oft wurden sie zunächst nur geduldet, bis man an ihren Früchten sah, daß sie von Gott stammten. Die kirchliche Institution ist nicht der einzige Träger des Geistes. Ihm darf niemand Schranken setzen. Es gibt auch heute in der Kirche Charismatiker, Menschen, die von Gott mit besonderen Gnadengaben zum Nutzen der Kirche ausgestattet sind. Schlichte Arbeiter, die Jahrzehnte ein stilles, christliches Leben führten, erkannten eines Tages ihre religiöse Berufung und bereiteten sich auf das Apostolat in ihrem Werk vor. Sie entdeckten ihre natürliche Kontaktfähigkeit und werteten sie im Dienste des Evangeliums aus. In der Betriebsversammlung sprechen sie „gelegentlich oder ungelegentlich“ zu den 6—7 Tausend, wie es ihr Gewissen erfordert, bejubelt oder ausgepiffen. Durch sie ist nun die Kirche in diesem Betrieb gegenwärtig. Tausende solcher Charismen offenbaren sich, wo die Gnade Gottes an die natürliche Fähigkeit eines Menschen anknüpft, sie übernatürlich erhöht und für sein Reich nutzbar macht.

Gott steht es frei, auch in unserer Zeit die großen Charismatiker zu berufen, die großen Heiligen, die einen geschichtlichen Auftrag erfüllen. Darum sollten die Seelsorger nicht unwillig sein, wenn sich in den Reihen der Laien starke Initiativen regen, nicht Scheininitiativen einer gewissen Großmauligkeit und negativen Kritiksucht, sondern echte religiöse Initiative, die zum demütigen Dienst am Gottesreich bereit ist. Eine solche Initiative muß auch dann gelten, wenn sie gewissen konventionellen Ordnungsvorstellungen zuwiderläuft. Sie nach ihrem Auftrag zu fragen ist nicht selten vorschnell. Man bedarf nicht zu allen guten, auch nicht zu heroischen Werken eines kirchenamtlichen Auftrags. Die Nächstenliebe, und was ist Apostolat anders als eine Form der Nächstenliebe, kennt keine Grenzen. Man sollte in der Kirche nicht allzu mißtrauisch auf das schauen, was von unten, vom Volk her aufsteigt. In der Geschichte der Kirche hat das katholische Volk manchmal den besseren Instinkt für das religiös Notwendige gezeigt als seine Hir-

ten. In Deutschland jedenfalls wäre mehr Ehrfurcht vor der individuellen religiösen Begabung und Berufung, mehr Mut zum apostolischen Wagnis und zu neuen Charismen kein Schaden. Im Interesse einer lebendigen Kirche müßten die Seelsorger die größte Aufmerksamkeit darauf verwenden, die individuellen religiösen Berufe und Charismen in ihrem Seelsorgsbereich zu entdecken.

Man trifft in der Beichte nicht selten Menschen, die mit der üblichen Pflichterfüllung nicht zufrieden sind, die nach einer Aufgabe im Gottesreich verlangen. Man soll ihnen helfen, sie zu erkennen. Häufig kommen Männer und Frauen ins Sprechzimmer des Priesters, die sich im Dienst der Religion betätigen möchten. Pensionäre und Rentner suchen echte religiöse Aufgaben, um ihr Leben zu letzter Reife und Vollendung zu bringen. Gewiß nicht jeder, der sich apostolisch betätigen möchte, hat dazu die Fähigkeiten. Nicht selten mangelt es an Klugheit und Takt, an hellsehender und zurückhaltender Liebe. Aber man sollte doch nicht von vornherein und ohne zuzusehen solche Angebote ablehnen. Man sollte sie auch suchen, vielleicht gerade unter den sogenannten „Liberalen“, deren kirchliche Gesinnung von den sogenannten „guten Katholiken“ bezweifelt wird. Es ist erstaunlich, mit welcher Dankbarkeit manche der Aufforderung folgen.

Ein besonders erprobter Weg zur Erkenntnis der persönlichen religiösen Berufung sind die ignatianischen Exerzitien. Sie sind weit mehr als eine Summe frommer Vorträge oder eine Volksmission in kleinerem Ausmaß. Ihr eigentlicher Sinn besteht darin, die Menschen anzuleiten, den Willen Gottes im eigenen Leben zu erkennen und sich für ihre persönliche religiöse Berufung zu entscheiden. Ignatius mußte selbst in einem schmerzlichen Prozeß erfahren, was Gott von ihm persönlich wollte. Lange schwankte er hin und her, ob er auf den alten Weg der irdischen Ritterschaft zurückkehren oder die neue Ritterschaft im Dienste Christi des Königs erwählen sollte. In diesem Prozeß seelischer Wandlung lernte er, die verschiedenen Geister zu unterscheiden, die auf die Seele einwirken. Er fand die Kriterien, durch die sich die Einflüsse des bösen Geistes von denen des guten Geistes unterscheiden lassen. Unter Gottes Leitung wurde er so in die Geheimnisse der rechten Lebenswahl eingeführt, und er erkannte, daß Gott den Willen eines Menschen so bewegen kann, daß dieser, ohne zu zweifeln oder auch nur zweifeln zu können, mit Sicherheit seiner religiösen Berufung gewiß wird, wie Matthäus oder Paulus ihrer religiösen Berufung unter Verzicht auf alle weiteren Überlegungen gewiß waren.

Nicht jede Berufung geschieht so unmittelbar und vom ersten Augenblick an ohne irgendeinen Zweifel wie die der Apostel. Aber in den Exerzitien, wenn sie nur recht gegeben und recht gemacht werden, gewinnt der Mensch in Überlegung und Gebet mit dem Herrgott die Klarheit, eine sehr friedvolle und tröstende Klarheit über das, was Gott von ihm will.

In Köln wurden in den Jahren 1947—48 mehrere Kurse offener Exerzitien für etwa 800 Männer gehalten. Ein großer Kreis echter selbstloser

Laienapostel wurde so gewonnen. Im Stephansdom in Wien hielt man vor einigen Jahren gleichfalls offene Exerzitien (vgl. diese Zschr. 161 [1957/58] 210). An sechs solcher offener Exerzitien-Kurse nahmen 1958 in Köln erneut über 800 Männer teil. In der Periode eines gesteigerten Lebensstandards hatte man gar nicht mit einer solchen religiösen Ansprechbarkeit gerechnet. Männer aus allen Schichten nahmen mit einer großen inneren Ergriffenheit teil. Sie erlebten das Christentum als eine Welt unendlicher persönlicher Möglichkeiten. Sie erfuhren die Wahrheit des Ignatiuswortes: „Wir ahnen nicht, was Gott aus unserer Seele machen würde, wenn wir mehr auf seine Gnade eingingen!“ Der Aufruf zum Höchsten, zur Nachfolge Christi wird nicht als belastendes Opfer, sondern vielmehr als beglückende Möglichkeit zu einer freien Persönlichkeitsentfaltung im Dienst des Gottesreiches empfunden. Ein großer Kreis wertvoller Laien ist religiös unterfordert.

Der entdeckten religiösen Berufung gilt es dann den rechten Entfaltungsraum zu geben, damit sie nicht verkümmert und abstirbt. Jeder Christ hat zunächst seine religiöse Berufung in seiner Familie, seinem Beruf, seinem Betrieb je nach seiner besonderen Befähigung zu entfalten. Indem der Christ seiner Berufung in dem jeweiligen Lebens- und Sachbereich sachgerecht entspricht und dort die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe verwirklicht, übt er schon ein hervorragendes Apostolat aus. Aufgabe der Seelsorge ist es, die Möglichkeiten eines solchen Apostolates aufzuzeigen. Eine weitere Möglichkeit freier Entfaltung der persönlichen religiösen Berufung bietet der kirchliche Raum selbst. Nur sollten hier die Laien als freie gleichwertige Mitarbeiter anerkannt werden. Man darf sie auf die Dauer nicht nur mit kleinlichen Organisationsaufgaben — Zettel austragen und Zeitungen vertreiben — betrauen. Das alles muß sein. Aber es ist nicht genug und vielen entspricht das nicht. In einer modernen Gemeinde gibt es die Möglichkeit zu tausend apostolischen Initiativen. Besuche neu Zugezogener, damit sie heimisch werden, Besuche von Gemeindemitgliedern im Krankenhaus, damit sie sich nicht vereinsamt fühlen, Betreuung der Alten, damit in ihnen nicht das Gefühl aufkommt, überflüssig zu sein, Verantwortung für verwahrloste Jugendliche, praktische Hilfe in Bau- und Finanzierungsfragen usw. Wenn sich der amtliche Seelsorger in allen Fragen allein für zuständig und unfehlbar hält, ist es hoffnungslos, von einem freien Raum für die Entfaltung der Charismen zu reden.

Welche Gemeinschaftsform wird der Laienarbeit, der Entfaltung der religiösen Begabung und Berufung am meisten gerecht? Grundsätzlich könnte man darauf antworten: jene, in der der einzelne am meisten zur Geltung und Entfaltung kommt. Hier verdient die Zelle vor der Organisation den Vorzug. In einer Organisation gilt die große Zahl. In ihr ist der einzelne einer unter Tausenden. Das ist mit der soziologischen Form der Organisation gegeben. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich auch in einer Organisation lebendige Zellen bilden, in denen sich der einzelne persönlich entfalten kann.

Unter Zelle ist eine überschaubare Gruppe freier Personen zu verstehen, die sich zur Verlebendigung und Vergegenwärtigung der Kirche in einem bestimmten und ihnen gemäßen Lebensbereich zusammenschließen. Das eigentliche Leben in der Kirche entfaltet sich immer wieder von solchen Zellen her. Der amerikanische Soziologe Fichter kommt zu dem Ergebnis, „daß der Versuch, alle freiwillige Tätigkeit der Laien in verhältnismäßig wenige, förmliche, künstliche Organisationen einzuordnen, die Wirksamkeit (die Erreichung des Zweckes) und die Leistungsfähigkeit (die Menschen zur Kraftanstrengung zu bringen) verringert.“ Weiter stellt er fest, „daß die Vernachlässigung der nicht — förmlichen kleinen Gruppen (manchmal ‚natürliche Gruppen‘ genannt) zu größter gesellschaftlicher Verschwendung der apostolischen Entfaltungsmöglichkeiten der Pfarrei führt.“¹

„Unsere eingehende Untersuchung von Versammlungen und Tätigkeiten zahlreicher Laienorganisationen hat zu der Schlußfolgerung geführt, daß wirksame Zusammenarbeit in Gruppen von mehr als zwölf bis fünfzehn Personen nicht erzielt werden kann. Sogar in den kleinsten Gruppen, die nicht auf Massenmitgliedschaft angelegt sind, wird die tatsächliche Arbeit von weniger als zehn Personen getan. Zwar erscheinen bei manchen Gelegenheiten große Scharen von Pfarrangehörigen, wie bei Massenversammlungen..., Sportfesten... usw., aber es handelt sich hier mehr um ein ‚Beiwohnen‘ als um ‚Mitarbeit‘.“ „Die wiederholten Rufe der Priester nach *voller* Mitarbeit *aller* Mitglieder der einzelnen Gesellschaften verhallen ungehört.“²

Das gilt auch für Pfarren und Organisationswesen in Deutschland. Nur die Zelle, der Kernkreis, Führungskreis, oder wie er heißen mag, gibt die Möglichkeit der vollen und freien Entfaltung der individuellen religiösen Berufung des Laien. Weder eine Pfarre noch eine Organisation bleibt lebendig, wenn sie nicht von Zellen religiös lebendiger Persönlichkeiten getragen wird.

Welche Richtung schlägt die deutsche Seelsorge ein? Wohin verlagert sie das Schwergewicht ihrer Arbeit? Wie setzt sie die Akzente? Es besteht kein Grund, alles, was geschieht und getan wird, zu verurteilen. Nur darum geht es, zielgerichteter zu arbeiten und die Akzente anders zu setzen. Entscheidend scheint zu sein, daß die deutsche Seelsorge nach oben und unten offener wird. Man öffnet sie aber nach oben, indem man den individuellen religiösen Berufungen mehr gerecht wird, den Charismen in der Kirche mehr Raum gewährt und Formen der Seelsorge findet, in denen sich die von Gott Berufenen freier auswirken können. Indem wir den Heiligen Raum zur Bewährung geben, öffnen wir zugleich unsere Seelsorge nach unten. Denn die Heiligen sind die missionarischen Kräfte der Kirche, deren ganze Sorge den Randgängern des Gottesreiches gilt.

Hinter der Forderung einer nach oben und unten offenen Seelsorge steht

¹ J. H. Fichter, Die gesellschaftliche Struktur der städtischen Pfarrei. Freiburg 1958, Herder, 133.

² Fichter a. a. O. 137.

die Ehrfurcht vor Gottes heiligem Willen, der sich in der Individualität der christlichen Persönlichkeit kundtun und offenbaren will, und damit die Ehrfurcht vor jeder menschlichen Person und ihrer besonderen Bedeutung und Sendung für das Gottesreich. Hinter dieser Forderung steht schließlich auch das Bewußtsein echter christlicher Brüderlichkeit. Alle sollen in seinem Reich Raum haben. Die Gerechten und Heiligen sollen aufblühen wie die Zedern am Libanon und in die unendlichen Möglichkeiten des vollkommenen Gottes hineinwachsen. Die Sünder und Verlorenen sollen die Hoffnung haben, durch die Heiligen aus ihrer Verlorenheit herausgerufen und in das Reich des ewigen Gottes heimgeholt zu werden.

Die personale Struktur des Kirchenrechts

WILHELM BERTRAMS SJ

Die lange Zeit — vor allem mit Berufung auf Rudolph Sohm — vertretene und verbreitete Auffassung, daß Kirche und Recht nicht zueinander paßten, ja daß sie sich ausschloßen, hat heute weithin ihre Zugkraft verloren. Die unserer Zeit eigene Besinnung auf das Wesen des Menschen, auf seine geistig-leibliche Natur, hat die Auffassung vom rein innerlichen Charakter des Religiösen in ihrer Fragwürdigkeit herausgestellt. Menschliches Leben ist niemals rein innerlich, rein geistig; es bedarf des „Leibes“ als der äußeren Form, die es vor dem Zerfließen bewahrt, ihm aber auch — indem sie die räumlich-zeitliche Begrenzung des geistigen Lebens bewirkt — die ihm eigene Ganzheit verleiht.

Damit ist auch die Notwendigkeit und Tatsächlichkeit des Kirchenrechts in der leiblich-geistigen Natur des Menschen begründet. Das übernatürliche Leben verwirklicht sich in sozialer Tätigkeit; in der konkreten Heilsordnung ist es eine Gemeinschaft, der das übernatürliche Leben anvertraut ist; in der Kirche vollzieht sich immer wieder die Erneuerung und Mitteilung des übernatürlichen Lebens. Den „Leib“ dafür bildet das soziale, rechtliche Gefüge der Kirche.

Damit kommt die dem Recht überhaupt wesentliche Struktur auch dem Kirchenrecht zu. Es ist wesentlich gemeinschaftsbezogen, die Gemeinschaft aber ist Entfaltung der Personalität des Menschen; sie ist wesentlich auf Bereicherung und Erfüllung der Person hingeordnet. Damit ist auch das Recht wesentlich personaler Struktur, sowohl durch den Wert, um dessen willen es ist, die personale Vollendung des Menschen, wie auch durch seine Verwirklichung, die sich in personaler Tätigkeit vollzieht. Der Mensch als Person steht im Mittelpunkt allen sozialen Lebens, er ist dessen Träger; um seinen-